

JAN HERMELINK / AXEL KRAUSE

Erwartungen an das Theologiestudium

Vorbemerkungen

Die folgenden „Erwartungen“ gehen von der Überlegung aus, daß das Theologiestudium nicht allein durch die Einrichtungen und Angebote der Universität und das konkrete Verhalten der Lehrenden bestimmt ist, sondern sich am ehesten als eine Interaktion von Lehrenden auf der einen und Studentinnen¹ auf der anderen Seite verstehen läßt. Um die Institution des Theologiestudiums zu verändern und zu verbessern, ist also im Prinzip immer doppelt zu fragen: „Was erwarten wir von den Lehrenden und den Fakultäten?“ und „Was erwarten wir von uns selbst?“.

Dabei wird weiter zu berücksichtigen sein, daß die Verfasser selber nicht am Anfang, sondern am Ende ihres Studiums stehen. Einerseits werden dadurch die speziellen Probleme von Studienanfängerinnen, z. B. das Sprachenproblem, weniger berücksichtigt, andererseits haben wir so die Möglichkeit, aus einer längeren – überwiegend positiven – Erfahrung und entsprechender Reflexion des Studiums Erwartungen zu formulieren. Diese sind nicht als grundsätzliche Kritik zu verstehen, sondern als Kritik an den vielen Tendenzen, den eigentlichen Sinn und die Möglichkeiten des Studiums zu verfehlen.

Zur Gliederung ist schließlich zu bemerken, daß Erwartungen an eine komplexe Institution wie das Theologiestudium nicht nur in mehr oder weniger konkreten Vorschlägen zu verschiedenen Aspekten bestehen können, sondern daß in allen diesen Vorschlägen immer schon bestimmte Auffassungen von dem impliziert sind, was „Studium“, „Theologie“ und „Theologiestudium“ überhaupt sein sollen. Wir haben deshalb in einem ersten Teil versucht, diese Grundvorstellungen, die ja selber schon in gewisser Weise Erwartungen darstellen, zusammenhängend zu formulieren, um die folgenden Einzelerwartungen nicht nur mit unseren praktischen Erfahrungen zu begründen, sondern durch eine solche Fundamentierung auch in ihrer jeweiligen theoretischen Begründung transparent und verständlicher zu machen.

¹ Wir benutzen im folgenden bei generellen Personenbezeichnungen nicht die übliche maskuline („Studenten“ meint „Studenten und Studentinnen“), sondern die feminine Form („Studentinnen“ meint „Studenten und Studentinnen“). Dies soll nicht nur auf ein allgemeines Defizit der Sprache hinweisen, wobei die Sprache ein Ausdruck des Denkens und der gesellschaftlichen Verhältnisse ist, in denen Frauen noch immer eine *quantité négligeable* sind, sondern auch an die verschiedenen feministischen Bemühungen in Theologie und Kirche erinnern. Zudem ist zumindest bei den Studentinnen diese Generalisierung inzwischen auch statistisch gerechtfertigt.

1. Voraussetzungen

1.1. Studium

Studium bezeichnet eine – vor allem lernende – Form der Teilnahme an der universitären Wissenschaft, die selbst eine bestimmte Art der Wahrnehmung von Wirklichkeit und der Verständigung darüber ist. Legt man den Schwerpunkt dabei auf die Geisteswissenschaften, so sind diese zumindest durch die folgenden, sich gegenseitig bestimmenden und bedingenden Merkmale gekennzeichnet:

1. *Abstrahierender Gegenstandsbezug.* Dies bedeutet zum einen, daß im Studium die jeweiligen Phänomene nicht mehr in der Unmittelbarkeit des eigenen Erlebens, Erzählens und Fühlens begegnen, sondern in einer distanzierteren, objektivierenden Weise. Damit hängt zum anderen zusammen, daß die Phänomene auf ihr „Wesen“, also auf ihre Ursachen, Bedingungen und Funktionszusammenhänge hin betrachtet werden.

2. *Rationale Kommunikationsformen.* Im Studium werden rationale Formen der Argumentation und Begründung bevorzugt wegen ihrer objektiven Nachvollziehbarkeit. Rationalität impliziert außerdem, daß wissenschaftliche Begründungen nur akzeptiert werden, wenn sie an den Gegenständen des betreffenden Gebietes überprüfbar sind. Vorgegebene Traditionen o. ä. reichen als Begründung nicht aus.

3. *Reflexion.* Der Objektivitätsanspruch wissenschaftlichen Erkennens schließt auch einen analysierenden Rückbezug auf den eigenen Standort ein, genauer auf das eigene Erkenntnisinteresse, die eigenen historischen und sozialen Bedingungen, die eigene materielle Basis und die jeweiligen gesellschaftlichen Zusammenhänge.

4. *Handlungsanleitung.* Dieser Aspekt gilt nicht nur für die Naturwissenschaften, sondern durchaus auch für die Geisteswissenschaften: zum einen, weil die wissenschaftliche Arbeit selber ein Verhalten ihrem Gegenstand gegenüber ist, zum anderen, weil auch das Erforschen und Deuten von Texten mittelbare und unmittelbare Auswirkungen auf das persönliche und gesellschaftliche Verhalten hat, z. B. in der Legitimierung einer bestimmten politischen Theorie. Gerade als Theoriebetrieb ist Wissenschaft also auch (autonome und gesellschaftliche) Praxis.

5. *Kritik.* Kritik ist ein Element allen wissenschaftlichen Arbeitens, und zwar als methodische Selbstkritik, als Kritik an Anderen in der wissenschaftlichen Kommunikation, dazu als Kritik der Voraussetzungen und praktischen Folgen der Wissenschaft und schließlich als Kritik des Gegenstandes, also der Texte selber².

² Bereits in der historisch-kritischen Methode begegnet Kritik nicht nur als Text- oder Literarkritik des Textes und seines Verständnisses, sondern auch als „Sachkritik“.

1.2. Theologie

Theologie ist die Theorie des Glaubens. Glauben möchten wir dabei als ein bestimmtes Wirklichkeits- und damit Selbstverständnis bestimmen, das u. a. folgendermaßen gekennzeichnet ist: Die Lebenswirklichkeit wird *coram deo* verstanden und der in dieser Wirklichkeit stehende Mensch als Geschöpf Gottes, ihm also in „schlechthinniger Abhängigkeit“ gegenüber stehend. Zentrum und Kriterium dieser Wirklichkeitssicht ist das „Christusereignis“, in dem Gott sich offenbart hat und das – durch einen geschichtlichen Kommunikationszusammenhang mit Jesus Christus – Heil und Erlösung der Menschen bedeutet. Dieses Wirklichkeits- und Selbstverständnis äußert sich in einem konkreten religiösen Verhalten, das hauptsächlich, aber nicht ausschließlich, sprachlich ist.

Bei dieser Beschreibung von Glauben ist besonders dreierlei hervorzuheben:

- Der Glaube enthält, indem er Mensch und Welt deutet, bereits ein reflexives Element.

- Glaube kann nicht nur als Überzeugung und als Einstellung beschrieben werden, sondern auch als Verhalten, weil explizites Deuten und Selbstverständnis Verhaltensweisen sind.

- Glaube enthält ein Element der „Mitteilung“, er ist darauf aus, seine Wirklichkeitsdeutung zu „verkündigen“.

Die Theologie als Theorie des Glaubens hat nun für die Glaubenden mindestens vier Funktionen:

1. *Beschreibung.* Die Theologie soll zunächst den Glauben wissenschaftlich erforschen und systematisch darstellen. Damit nimmt sie das reflexive Moment des Glaubens auf, indem sie ihm dazu verhilft, sich selber zu begreifen. Dieses Begreifen hat selbst mehrere Aspekte: Es ist ein historisches Begreifen, besonders durch die historisch-kritische Erforschung der biblischen Texte, und damit verbunden ein wirkungsgeschichtliches Begreifen, nämlich durch die Erfassung der kirchengeschichtlichen Entwicklungen, die diese Urkunden ausgelöst und erlitten haben. Daneben ist es ein systematisches Explizieren, indem die Vielfalt der Glaubensaussagen auf eine innere Einheit („Wort Gottes“, Christusbezug o. ä.) zurückgeführt wird. Dabei muß die Beschreibung auch eine Vermittlung von vergangenen und gegenwärtigen Glaubensaussagen leisten. Schließlich begreift der Glaube sich in der Theologie auch als gesellschaftliches Phänomen mit bestimmten Voraussetzungen und Folgen.

2. *Legitimierung.* Bereits ein glaubensimmanentes „Begreifen“ impliziert die Konfrontation der historisch und systematisch erhobenen Wirklichkeitsauffassung des Glaubens mit konkurrierenden Wirklichkeitsauffassungen, die in der Kirchengeschichte, in der Geistesgeschichte und im gegenwärtigen Umfeld begegnen, denn nur in dieser Konfrontation ist die Besonderheit des Glaubens zu erkennen. Spätestens bei den heutigen philosophischen, religiösen und auch weniger reflektierten Wirklichkeitsdeutungen muß diese Konfrontation auch zur Legitimierung des Glaubens führen: Gegenüber allen diesen konkurrierenden „Sinnangeboten“ muß die Theologie die Wahrheit oder doch die Evidenz des christlichen Glaubens auf verschiedenen Ebenen verteidigen.

3. *Handlungsanleitung*. Die Theologie bietet den Glaubenden eine Handlungsanleitung in dreierlei Hinsicht: Zum einen wird, da der Glaube selber ein Verhalten ist, dieses Verhalten der Christinnen als Christinnen durch die theoretische Reflexion klarer konturiert, bewußter und so verantwortlicher. Zum zweiten führt die oben beschriebene Konfrontation, wenn die konkurrierende Wirklichkeitsdeutung bestimmte Erfahrungsfelder betont, zu einer Konkretisierung des Glaubens: Er muß auf diesem Erfahrungsfeld, mit Hilfe der Theologie, eigene Sicht- und Verhaltensweisen entwickeln und von seinen Grundlagen her begründen. Zum dritten ist die Theologie eine handlungsleitende Wissenschaft für die Pfarrerin, weil sie sie dazu anleitet, eigenen und fremden Glauben zu explizieren, zu konkretisieren, zu legitimieren und kritisch zu überprüfen.

4. *Sozialisation*. Da die Theologie eine Theorie über ein bestimmtes Verhalten ist, führt sie in dieses Verhalten auch ein, und zwar sowohl im Kontext des Studiums – am Ende des Studiums ist man eine bessere und versiertere Studentin – als auch im Alltag der Christinnen und der Pfarrerrinnen: Theologie leitet dazu an, daß Menschen lernen, sich und die umgebende Welt im Glauben zu verstehen.

5. *Selbstkritik*. Aus dieser Auffassung von Theologie ergibt sich, daß sie zunächst auf Glauben und auf die Kommunikation der Glaubenden bezogen ist, so daß die universitäre Form der Theologie dann zu kritisieren ist, wenn sie ihr Ziel, diese Kommunikation zu verstehen und zu verbessern, aus den Augen verliert. Erst in zweiter Linie ist Theologie auf die Kirche als Institution und auf bestimmte kirchliche Ämter bezogen.

1.3. *Theologiestudium und Pfarramt*

Die übliche Zuordnung von Theologie und Pfarramt besteht darin, daß das Studium als Vorbildung zum Pfarrberuf angesehen wird und daß andersherum die Voraussetzung zum Pfarramt fast immer ein abgeschlossenes Theologiestudium ist. Mindestens als Anregung aber ist zu überlegen, ob sich nicht aus dem oben entwickelten Theologieverständnis die Möglichkeit ergibt, diese enge Verbindung mit ihren unten (2.1.) zu beschreibenden Problemen zu lockern, die beiden Elemente also zu entkoppeln.

Theologie ist als Theorie des Glaubens für diesen nicht ein von außen kommendes, fremdes Element, sondern sie nimmt selbst gewisse Aufgaben wahr, die im Phänomen des Glaubens selber angelegt sind: Reflexivität, legitimierende Mitteilung, Handlungskontrolle. Dies heißt nichts anderes, als daß auch die „einfache Christin“ bereits Theologie betreibt, wenn sie ihren Glauben zu formulieren und zu verteidigen hat.

Theologische Kompetenz ist also nicht erst das Ergebnis eines vollen Theologiestudiums, sondern begegnet in den (sicher noch präziser aufzugliedernden) drei Ebenen, die oben unter „Handlungsanleitung“ (1.-3.) genannt wurden: Bei jeder bewußt Glaubenden, in bezug auf bestimmte einzelne Wirklichkeits- und Handlungsfelder und schließlich bezogen auf die gesamte Lebenswirklichkeit, auch in ihrer historischen Tiefe. Die Frage ist nun, ob von hier der Umkehrschluß erlaubt

ist: Ist vielleicht diejenige theologische Kompetenz, die den Pfarrberuf auszeichnet, auch ohne ein volles akademisches Theologiestudium zu erwerben?

Wiederum ausgehend von dem oben zur Theologie Gesagten kann Glaube in gewisser Weise als Identitätsbildung betrachtet werden, insofern Identität entsteht als mehr und mehr bewußt verantwortete Ortsbestimmung des Individuums in einer von ihm zu deutenden Umwelt. Dabei ist für die „Volkskirche“ wichtig, daß trotz des gemeinsamen Bezugs auf den christlichen „Glaubensgrund“ die verschiedenen Ausprägungen des Glaubens, also die einzelnen Formen von personaler Identität, eine große Spannweite aufweisen, entsprechend der Spannweite möglicher sozialer Lebenswelt und religiöser Sozialisation³.

Die Aufgabe der PfarrerIn ist nun dahingehend zu bestimmen, daß sie diese Identitätsbildungen unterstützen soll, konkreter: Sie soll in allen möglichen alltäglichen, aber besonders in schwierigen und die Identität gefährdenden Grenzsituationen die Identität der Glaubenden bilden, stabilisieren und fortentwickeln. Die wichtigste Qualifikation dafür wird dann sicher eine schwer zu definierende persönliche Integrität sein, die mit einer eigenen entwickelten Identität ebenso zusammenhängt wie mit solchen Unwägbarkeiten wie „Reife“, „Einfühlungsvermögen“ und „Erfahrung“. Daneben ist es aber entscheidend, daß sie selbst einen möglichst breiten Einblick in die verschiedenen Glaubens- und Frömmigkeitsformen hat, die ihr bei ihrer Arbeit begegnen.

Die theologische Theorie dient dann genau dazu, indem sie einerseits von der eigenen, speziellen Frömmigkeitsform abstrahiert und allgemeine, kategoriale Beschreibungen liefert, die ein Erfassen der verschiedenen Formen ermöglichen, und andererseits das Wirklichkeits- und Identitätsangebot des Glaubens konfrontiert mit konkurrierenden Angeboten zur Bewältigung des Identitätsproblems. Von der angedeuteten Pfarrpraxis her wird allerdings deutlich, daß die Konfrontation mit anderen Wirklichkeitsdeutungen nicht nur als Folie für die Legitimierung des Glaubens dienen darf, sondern daß sie auch dazu anleiten muß, die verschiedenen Lebenssituationen und Lebenswirklichkeiten, in denen diese Identitäts- (und damit Glaubens-) Probleme auftauchen, besser zu begreifen. So ist es nur konsequent, wenn die theologische Ausbildung – auch schon im Studium – immer stärker die Humanwissenschaften berücksichtigt.

Theologische Kompetenz im Pfarrhaus kann also nicht nur die Fähigkeit zur Explikation und Legitimierung des Glaubens umfassen, sondern muß die verschiedenen Aspekte der Lebenswirklichkeit in ähnlicher wissenschaftlicher Abstraktion, Reflexion und Kritik untersuchen und beurteilen können. Dies führt zu der Frage, inwieweit eine Einzelne dies in der dritten, der akademischen Ebene von theologischer Kompetenz noch leisten kann.

Wir möchten daher den Vorschlag machen, ein Gruppenpfarramt neuer Art zu konzipieren, wo die verschiedenen Elemente theologischer Kompetenz im weite-

³ Vgl. dazu und zu den folgenden Abschnitten: D. RÖSSLER, Theologiestudenten auf dem Weg zur volksgemeinlichen Gemeinde, in: ZThK 72/1975, 480-484; DERS., Die Methoden in der kirchlichen Ausbildung, in: WzM 29/1977, 433-441.

ren Sinne auf verschiedene Personen verteilt sind, die miteinander arbeiten und sich gegenseitig austauschen und kritisieren. Diese Personen müßten alle eine theologische „Grundausbildung“ haben⁴, und im übrigen eine akademische Ausbildung, die sie in die Lage versetzt, einen bestimmten Sektor der Lebenswirklichkeit mit der unter 1. 1. beschriebenen Mitteln zu erfassen, zu beurteilen und zu kritisieren. Es bliebe also, eben wegen der Vielfalt der in der „Volkskirche“ begegnenden Lebens- und Glaubenssituationen, bei einer zur Abstraktion befähigenden wissenschaftlichen Ausbildung, aber diese müßte nicht unbedingt eine theologische sein.

Zusätzlich spricht für diesen Vorschlag, daß mit dem Wegfall einer obligatorischen akademisch-theologischen Ausbildung für jedes „Pfarrteam“-Mitglied die Institution des Pfarramtes selber „entheiligt“ und das auch in den protestantischen Kirchen deutliche, hierarchische Autoritäts- und Gehaltsgefälle zwischen Theologinnen und Nichttheologinnen in Frage gestellt würde.

Daß bei diesem Konzept gegenseitige Beratung, Supervision und Weiterbildung eine große Rolle spielen, ist evident.

Für das Theologiestudium selbst ergibt sich durch die Regelung, daß nicht alle, die das Pfarramt anstreben, Theologie studieren müssen, eine große Entlastung. Zum einen wird die spezielle kirchliche Einflußnahme auf das Theologiestudium geringer werden, zum anderen würde es, was die Motivation zum Studium angeht, aus der Sonderstellung unter den geisteswissenschaftlichen Fächern herausgeholt: Auch hier würde dann das Interesse an der Sache und den Texten dominieren und nicht eine Einstellung, die das Studium um des Pfarrberufs willen zu einem „Durchgang durch das Rote Meer“ macht, „den man mit Gottes und der Menschen Hilfe so zu bewältigen sucht, daß man möglichst nicht naß wird“⁵.

1. 4. *Theologiestudium als Arbeits- und Lebensform*

Aus dem Vorhergehenden dürfte bereits deutlich geworden sein, daß wir das Theologiestudium nicht als kirchliches Berufstraining begreifen, sondern als eine eigenständige Institution, die durch sich selbst und ihre eigenen Ziele legitimiert ist. Dazu gehört vor allem die notwendige innere und äußere Freiheit der universitären Wissenschaft – eine Bedingung, ohne die alle in 1. 1. beschriebenen Bestimmungen theoretischen Arbeitens nicht vorstellbar sind. Dementsprechend sind die geistige Freiheit und die intellektuelle, aber auch politische Selbstverantwortung der Studierenden zentrale Ausbildungsziele.

Für die Arbeitsformen des Theologiestudiums bedeutet diese Betonung seiner Freiheit und Eigenständigkeit negativ zum einen, daß in dieser Ausbildungsphase

⁴ Diese könnte neben dem eigentlichen Fachstudium durch die Teilnahme an der in 3. 1. vorgestellten Eingangphase, aber unter Wegfall der Sprachprüfungen, erworben werden. Zusammen mit dem Vikariat als spezieller Vorbereitung auf den kirchlichen Dienst wird so zumindest eine theologische Kompetenz der zweiten Stufe vermittelt.

⁵ K.-H. LÜTCKE, Grundsätze und Probleme der Theologenausbildung in Deutschland, in: ZThK 80/1983, (103-118) 114.

nicht mehr schulisch, im reinen Rezipieren vorgegebenen Stoffes gelernt wird, sondern daß Studienformen und -inhalte von den Studierenden selber oder zumindest mitgestaltet werden. Zum anderen dürfen diese Formen und Inhalte auch nicht vorschnell von der späteren kirchlichen Berufspraxis bestimmt werden: Wissenschaft erschöpft sich eben nicht in Handlungsanleitung für selbst fraglos hinzunehmende Praxisfelder.

Positiv geschieht dieses selbständige und selbstbestimmte Arbeiten in zwei gleichberechtigten Grundformen, die beide von der Institution Universität unterstützt werden müssen: in der wissenschaftlichen Arbeit des Einzelnen und in den verschiedenen Formen von Gruppenarbeit: (autonome) Seminare, Arbeits- und Projektgruppen etc. Mindestens (Selbst-)Kritik und Reflexion des Gelernten sind nämlich ohne ständige Kommunikation, sowohl mit Kommilitoninnen als auch mit Dozentinnen, nicht vorstellbar.

Die spezifische Praxis des Studiums bedeutet zunächst, daß mit größtmöglichem Einsatz studiert wird, wobei der oben vorgestellte Begriff von Theologie impliziert, daß nicht nur die klassischen theologischen (den Glauben selber explizierenden) Fächer, sondern auch Fächer außerhalb der Theologie in den Blick kommen müssen (vgl. 3. 4.). Deswegen gehört zur Praxis des Theologiestudiums u. E. auch, soweit möglich, eine (hochschul-)politische Aktivität.

Das Postulat der Freiheit und Distanz von vorhergehenden Ausbildungs- und Lebensabschnitten wirkt sich auch in den spezifischen „studentischen Lebensformen“ aus. Der abstrakte und rationale Gegenstandsbezug impliziert u. E. auch eine äußere Distanzierung von den Orten und Personen der schulischen Ausbildung. Ebenso wichtig erscheint die Distanzierung von der späteren beruflichen Situation, also auch von regelmäßiger kirchlicher Mitarbeit (Konfirmandenunterricht, Jugendarbeit etc.) neben dem Studium oder eine vorschnelle inhaltliche Orientierung daran.

Diese vom Theologiestudium als solchem geforderte Distanzierung und Umstellung, die besonders am Anfang einen anstrengenden und bedrohlichen Charakter haben kann, erfordert einen entsprechenden emotional-persönlichen Rückhalt, eben in studentischen Gruppen, z. B. in Wohngemeinschaften. Es geht uns also hier nicht um die totale Distanzierung von allen Sozialkontakten, sondern um den – auch zur Reflexion der eigenen Herkunft und Interessen erforderlichen – Abstand vom Gewohnten und Bekannten, von „zu Hause“.

2. Rahmenbedingungen

Das Theologiestudium besteht nicht nur aus Seminaren, Vorlesungen und der Arbeit in Bibliotheken, sondern wird von vielen Faktoren mitbestimmt, die außerhalb des eigentlichen Studienbetriebes liegen. Dazu gehören z. B. kirchliche und staatliche Einflüsse während des Studiums und erst recht im Examen, das persönliche und gesellschaftliche Umfeld der Studentin und die (unsicheren) Berufsaussichten nach dem Examen. Die Formulierung von „Erwartungen“ kann sich deshalb nicht auf den universitären Lehr- und Lernbetrieb beschränken, sondern zu-

nächst soll versucht werden, einige dieser Rahmenbedingungen bewußt zu machen und dann auch an sie Erwartungen zu benennen.

2. 1. Kirchliche Anpassung und Examensgestaltung

Das Theologiestudium ist geprägt durch den Wunsch der meisten Studentinnen, nach dem Examen in den kirchlichen Dienst einzutreten. Vor allem durch die „Theologiestudentinnenwelle“, aber auch durch historisch bedingte Animositäten, ist dies für die einzelne Studentin auch bei bestandnem Examen aber nur durch einen Platz auf einer landeskirchlichen „Liste der Theologiestudentinnen“ möglich, auf der Landeskinder bevorzugt werden. Den Ausbildungsreferentinnen gibt dieser Zwang, sich schon am Studienanfang festzulegen, einen großen Einfluß auf die Studentenschaft, den sie zur gezielten Anpassung an die landeskirchlichen „Gepflogenheiten“ und nicht selten auch zur gezielten Disziplinierung nutzen.

Wir halten diese Zwangsbindung an die heimische Landeskirche für unnötig und erwarten stattdessen während des Studiums ein eher studienort- als heimatortbezogenes Angebot der Landeskirchen, etwa durch finanzielle Unterstützungen, Theologiestudentinnentagungen sowie regelmäßige und offene Information über landeskirchliche Vorgänge, so daß die Studentin sich *nach* dem Examen reflektiert für eine Landeskirche entscheiden kann.

Um auch das Examen von aller kirchlichen Beeinflussung fernzuhalten, ist eine Forderung Berliner Studenten von 1919 zu wiederholen: „Das Examen wird vor der Fakultät abgelegt“⁶. Bisher hatten Studentinnen mit Fakultätsexamen große Schwierigkeiten, in den kirchlichen Dienst übernommen zu werden. Für ein allgemeines Fakultätsexamen spricht auch, daß das Erste Examen keine kirchliche Eignungsprüfung ist, sondern der Abschluß des wissenschaftlichen Studiums und eine Kontrolle der erworbenen Fähigkeiten, theologisch zu arbeiten.

Das Vorbild anderer geisteswissenschaftlicher Fachbereiche zeigt, daß in einem Fakultätsexamen, bei dem sich Prüfende und Kandidatin zudem gegenseitig kennen, eine stärkere Mitbestimmung der Kandidatin bei den Inhalten und Schwerpunkten der schriftlichen (Klausuren!) und mündlichen Prüfungsleistungen möglich ist. Für mündliche Prüfungen empfiehlt sich z. B. die Orientierung an einem von der Kandidatin vorgelegten Thesenpapier. Ferner ist zu überlegen, das Examen dadurch zu entlasten, daß bereits ein Jahr vorher ein oder zwei Fächer geprüft werden, die von den Prüflingen zu bestimmen sind und damit abgeschlossen werden.

2. 2. Studium und „Welt“

Entsprechend der gesellschaftlichen Rolle der Kirche, die u. a. von faktischer Verflechtung, aber starker bewußtseinsmäßiger Distanzierung geprägt ist, kreisen auch die Motive für das Theologiestudium um die Bereiche „Glaube – Kirche –

⁶ W. HERRMANN, Theologische Ausbildung und ihre Reform, Münster 1976, 17.

Pfarramt“⁷ und deuten nicht auf ein Interesse am gesellschaftlichen Umfeld des kirchlichen Binnenraumes. Für die Studentinnen ergibt sich so eine starke Diastase zwischen einem kirchlichen und einem „weltlichen“ Lebensraum, zumal der Glaube oft (auch unbewußt) als Weltflucht mißverstanden wird, was sich oft schon an Äußerlichkeiten (lieblose Kleidung, Vernachlässigung des eigenen Körpers) zeigt. So wird zudem übersehen, daß ein Engagement der zukünftigen Pfarrerin in politischen Parteien, Sportvereinen, Theater-oder anderen außerkirchlichen Gruppen nur zur Bereicherung des kirchlichen Lebens führt.

Aus diesen Mißverständnissen erwachsen zwei Fehlhaltungen, die sich idealtypisch folgendermaßen darstellen lassen: Entweder wird der kirchliche Raum bewußt nicht verlassen, so daß z. B., statt sich dem vielfältigen Leben einer Großstadt auszusetzen, eine mittlere und „beschauliche“ Kleinstadt als Studienort gewählt wird; oder das kulturelle und politische Umfeld und entsprechend die eigene Existenz als leibliches und gesellschaftliches Wesen wird zwar wahrgenommen, aber diese Bereicherungen werden vom Theologiestudium peinlich und ängstlich getrennt.

Von den Fakultäten erwarten wir zur Überwindung dieser falschen Trennung eine stärkere Berücksichtigung dieses Umfeldes, etwa durch Angebot und theoretische Aufarbeitung von Praktika. Ein größerer Anteil ist aber von den Studentinnen selber zu leisten, die gesellschaftliche und theologische Arbeit gezielter und bewußter verbinden müssen.

2. 3. *Studium als Leidenschaft*

Nur mit Lust und Leidenschaft sind Studium und Examen zu bewältigen. Ein rein pflichtgemäßes Erfüllen von geforderten Leistungen ist demnach eine unzureichende Haltung. Leidenschaft aber will geweckt und vor allem gepflegt sein, soll sie nicht zur Gleichgültigkeit werden. Lehrende und Studentinnen müssen beide ihren Beitrag zu einem Arbeitsklima leisten, in dem eine solche Leidenschaft gelebt werden kann.

So ist es die Aufgabe der Lehrenden, ihr Fach und dessen spezifische Anliegen in der Theologie den Studentinnen so nahezubringen, daß diese die jeweiligen Problemstellungen verstehend nachvollziehen können. Z. B. erscheint den Studentinnen das Anwenden der historisch-kritischen Methode in exegetischen Proseminararbeiten oft als sinnlos, weil ihnen zuvor im Proseminar das Handwerk der Exegeten als Arbeitsweise dargestellt wurde, deren berechtigter Sinn nicht zu hinterfragen ist. Die Lehrenden zeigen oft eher Leidenschaft, sich in der Forschung einen Namen zu machen, und vergessen darüber, daß sie auch angestellt sind, Theologie zu lehren.

Studentinnen könnten ihren Beitrag zu einem guten Arbeitsklima leisten, wenn sie sowohl untereinander als auch gegenüber den Lehrenden zeigten, daß sie Inter-

⁷ Vgl. ЛУТЦКЕ, a. a. O. (Anm. 5), 106f.

esse an ihrem Studienfach haben. Das heißt, daß auch einmal zwischen den Veranstaltungen über theologische Themen gesprochen wird. Fachzeitschriften etwa liest kaum eine Studentin regelmäßig. Besonders bedauernswert ist es, wenn in Seminaren, deren Arbeitsform am ehesten Diskussionen Platz einräumt, die Hälfte der Studentinnen still und unvorbereitet auf das Ende der Veranstaltung wartet. Dieses Phänomen wird sicher auch durch das Verhalten der Lehrenden mit herbeigeführt, doch sollten die Studentinnen sich die Chance des Arbeitens und Lernens nicht durch mangelnde Vorbereitung entgehen lassen.

Zum Arbeitsklima gehört schließlich auch die Gestalt des täglichen Arbeitsplatzes: Fehlende Gruppenräume, ungünstige Bibliotheksorganisation und Öffnungszeiten, schlechte Geräuschdämmung und defekte Kopiergeräte sind nur einige und leicht zu ergänzende Bedingungen, unter denen es schwer fällt, effektiv und dann auch leidenschaftlich zu studieren.

Fehlende Leidenschaft und Interesselosigkeit sind für große Teile unserer Generation charakteristisch. Ein weiterer Grund ist in der Perspektive zu sehen, die vielen nach dem Studium droht: Arbeitslosigkeit. Angesichts dieser Zukunft ergeben sich Fragen und Ängste der Studentinnen, auf die der traditionelle Wissenschaftsbetrieb keine befriedigenden Antworten geben kann. Es kann an dieser Stelle nicht die Aufgabe sein, einen Reformvorschlag zur Stellenplanung der Kirchen zu bieten, doch sei betont, daß sich Kirchen, Lehrende und Studentinnen gemeinsam um die Lösung dieses Problems bemühen müssen, das sich an den Hochschulen negativ auf die Motivation der Studentinnen auswirkt.

3. Die Zeit des Studiums

3.1. Studieneingangsphase

In 1.4. wurde dargestellt, inwiefern das Theologiestudium eine eigene Existenzform ist, die sich mit einer Distanzierung der Studentin von Eltern, Schule, kirchlicher und persönlicher Frömmigkeitserfahrung verbindet. Von daher muß am Anfang des Studiums eine umfassende Einführung in diese neue Situation, ihre Implikationen und ihre speziellen Anforderungen stehen. Eine solche Einführung ist außerdem heute noch stärker nötig als für frühere Studentinnengenerationen, weil zum einen immer mehr Studentinnen aus einem nichtakademischen Elternhaus kommen, so daß sie kaum mehr auf das universitäre Leben vorbereitet sind und auch im Studium wenig Verständnis und Unterstützung zuhause finden. Zum anderen ist die schulische Ausbildung inzwischen im allgemeinen stärker naturwissenschaftlich ausgerichtet und führt im besonderen zu ganz unterschiedlichen Spezialisierungen, die der Geisteswissenschaft Theologie u. U. sehr fern stehen.

Für eine „Studieneingangsstufe“ liegt innerhalb des „Gesamtplans der Ausbildung“, der vom Rat der EKD 1978 vorgelegt wurde, ein erstaunlich umfassendes

und detailliertes Konzept vor⁸ – erstaunlich auch deshalb, weil es selten und unseres Wissens im Augenblick überhaupt nicht realisiert wird. Nach diesem Konzept umfaßt die Studieneingangsphase vier Semester(!), mit dem Zweck, daß „zusammen mit der Aufnahme, Klärung und Beförderung der Studienmotivation die spezielle Studienfähigkeit erworben werden soll“ (16). Die Studentin soll dabei u. a. in die allgemeinen und disziplinspezifischen Methoden wissenschaftlichen Arbeitens und in „den thematischen Zusammenhang und Aufbau der Theologie als Wissenschaft“ (17) eingeführt werden und zugleich den eigenen geistigen, religiösen und gesellschaftlichen Standort kritisch reflektieren. Die so gewonnenen Einsichten sollen „im Rahmen des gesamten Ausbildungsganges die Funktion von Ausgangshypothesen haben“ (18). Im einzelnen soll die Eingangsphase drei Elemente enthalten, nämlich allgemein orientierende Veranstaltungen – auch in Form von Praxis- und Theorieprojekten –, fachspezifische Einführungen und fakultative Veranstaltungen zur individuellen Vertiefung. Dies impliziert schließlich, daß nicht das Sprachenlernen den Schwerpunkt der Anfangssemester bildet, sondern Veranstaltungen, die „allgemein die Fähigkeit zur Überprüfung und Herausbildung von Theorien mitsamt den dafür notwendigen speziellen Fähigkeiten im Bereich sämtlicher theologischer Disziplinen“ (28) vermitteln.

Dieses *Konzept* entspricht im Prinzip und in vielen Details unseren eigenen Vorstellungen; *praktisch* ist es allerdings kaum durchgeführt worden, und daher muß seine erneute Forderung heute die Gründe dieser mangelnden Rezeption herausstellen und kritisieren. Zum einen fordert eine solche Studieneingangsphase offensichtlich sehr viel Einsatz von allen Beteiligten. Auf der Seite der Lehrenden wird die Bereitschaft dazu wohl durch die tief verwurzelte Überzeugung vom Vorrang des Forschens vor dem Lehren verhindert, was sich aber gerade für einführende Lehrveranstaltungen katastrophal auswirkt. Dies hatte weiterhin zur Folge, daß viele der an den Eingangsphasen Beteiligten auch fachlich nicht sehr kompetent waren, was deren Attraktivität für die Anfängerinnen weiter vermindert hat. Auf studentischer Seite kann die für solche Eingangsphasen notwendige Haltung der Selbstverantwortung – nach dreizehn Jahren Schule und parallel zum ebenfalls sehr verschulerten Sprachenlernen – am Studienanfang nicht ohne weiteres vorausgesetzt werden, sondern muß erst erarbeitet werden.

Zum anderen steht hinter solchen Programmen ein kritisches Wissenschaftsverständnis: Die allgemeinen Begründungen und die konkreten Vollzüge der Wissenschaft werden im Prinzip von jeder Studieneingangsphase neu in Frage gestellt. Dies schränkt die professorale Autonomie natürlich ein, aber wir meinen, daß die ständige Kritik und Verbesserung des Lehr- und Forschungsbetriebes für alle Beteiligten positiv ist und daß die Lehrenden sich mit dem institutionalisierten Ignorieren der Studieneingangsprobleme die Möglichkeiten verbauen, im weiteren Stu-

⁸ Vgl. Kirchenkanzlei der EKD, Theologiestudium – Vikariat – Fortbildung. Gesamtplan der Ausbildung für den Pfarrerberuf. Empfehlungen des Rates der EKD (Reform der theologischen Ausbildung Bd. 12), Stuttgart 1978, 16–28. Im folgenden stehen die Seitenangaben im Text in Klammern.

dienverlauf mit selbstverantwortlichen, motivierten und kompetenten Studentinnen zu arbeiten.

Schließlich möchten wir für eine solche Studieneingangsphase die folgenden Vorschläge machen:

1. Gerade in der Situation, in der sich die Theologie als ein Nebeneinander hochspezialisierter Teilwissenschaften darstellt, muß in einer seminarartigen Weise versucht werden, die Einheit der Theologie als Wissenschaft zu vermitteln⁹. Dies kann in der (auch historischen) Diskussion der Relationen von Glauben und Vernunft, von Theologie und Glauben, von Theologie und Philosophie etc. geschehen unter Einschluß wissenschaftstheoretischer Grundüberlegungen. Erst aus solch einer Einheit, die auch eine Reflexion der entsprechenden Arbeitsformen einschließt, werden dann die Gegenstände, Schwerpunkte und Arbeitsmethoden der Einzeldisziplinen und ihre Verbindungen verdeutlicht.

2. Viel gründlicher als bisher muß eine explizite Einführung in die Technik wissenschaftlichen Arbeitens (z. B. Bücherkunde, Bibliotheksbenutzung, Lektüre- und Dokumentationstechnik) und wissenschaftlicher Kommunikation erfolgen – auch um die Proseminare der Teildisziplinen zu entlasten und von vornherein selbständiges Arbeiten zu ermöglichen.

3. Schon am Anfang sollte der Erwerb von gründlichen Bibelkenntnissen stehen, nicht nur, weil die Bibel „Urkunde des Glaubens“ (Ebeling) und für die protestantische Kirche mit der Vorordnung der Schrift vor aller Tradition in jedem Sinn Maßstab (Kanon) ist¹⁰, sondern auch, weil ein mit kritischer Wachheit betriebenes Bibelstudium bereits wichtige theologische Grundprobleme bewußt macht:

a) Die Bibel enthält Texte sehr verschiedener Art und stellt von daher vor das Problem der verschiedenen Gattungen religiöser und theologischer Rede und ihrer jeweiligen Situation.

b) Auch inhaltlich sind viele Texte zunächst inkompatibel und stellen damit die Aufgabe ihrer systematischen Konfrontation und Vermittlung.

c) Die biblischen Texte repräsentieren in der Zusammenschau bereits eine komplexe Frömmigkeits- und Theologiegeschichte, deren noch so vorläufige Aufarbeitung bereits ein Bewußtsein für historische Hintergründe entsprechender gegenwärtiger Typen von Frömmigkeit und Theoriebildung entstehen läßt.

d) Bibellektüre öffnet schließlich den „garstigen Graben“ des historischen Abstandes zur heutigen Lebens- und Glaubenssituation und stellt die entsprechenden hermeneutischen Fragen.

Die entsprechenden Veranstaltungen dürfen sich dann allerdings nicht im Re-

⁹ Vgl. dazu G. EBELING, Diskussionsthesen für eine Vorlesung zur Einführung in das Studium der Theologie (1960), in: DERS., Wort und Glaube I, Tübingen 1960, (447-457) 448: „Wer mit Erfolg Theologie studieren will, muß radikal mit der Vorstellung brechen, als sei die Theologie eine Zusammenhäufung von getrennten Gegenstandsbereichen und Stoffmassen, die durch Addition ein Ganzes werden. Diese Auffassung kann nur zu einer (offenen oder verborgenen) Katastrophe führen.“

¹⁰ Nicht zu unterschätzen ist auch das Maß an Bibelkenntnis und Bibelauseinandersetzung in den Gemeinden.

petieren und Gliedern des Stoffes erschöpfen, sondern müssen die obengenannten Aspekte systematisch zum Tragen kommen lassen.

4. Schließlich ist in der ganzen Eingangsphase und auch in dem abschließenden Kolloquium¹¹ stärker als bisher auf die Möglichkeiten der Selbstkontrolle und der Reflexion des jeweils Erreichten und Geplanten zu achten. Eine solche Studienberatung (cf. 3. 3.) in Einzelgesprächen und in Tutorien sollte zudem bei der Aufarbeitung der persönlichen Probleme am Studienanfang (Orientierungslosigkeit, Eingewöhnungsschwierigkeiten etc.) helfen.

3. 2. Hochschuldidaktik

Wir kommen bei diesem Punkt nicht umhin, mit einer umfassenden Kritik an den theologisch Lehrenden einzusetzen: Nach wie vor sind diese größtenteils der Meinung, daß ihre wissenschaftliche Ausbildung sie ohne weiteres auch pädagogisch kompetent gemacht habe. Gerade nach einer sehr langen individualisierten Ausbildung fehlt aber faktisch zunächst jegliche Eignung zu einem kompetenten Gesprächsverhalten oder der Leitung von Diskussionen. Dies führt dazu, daß die eigene Meinung und die eigene Erkenntnis unreflektiert im Vordergrund stehen und daß z. B. in Seminaren über dem eigenen Interessenhorizont Vorkenntnisse und Interessen der Teilnehmerinnen vergessen werden. Daraus entsteht ein peinliches Gemisch von zu hohen und zu niedrigen Anforderungen, verbunden mit der Verwechslung von Sachautorität und autoritärem Verhalten.

Die Gründe für diese keineswegs übertrieben dargestellte Situation liegen z. T. in dem bereits erwähnten Vorrang des Forschens vor der Lehre; dazu kommt wohl das Vorurteil, daß „Hochschuldidaktik“ nur bedeute, den Stoff einfacher und leichter „verdaulich“ zu machen. Von studentischer Seite fehlt es leider – außer an „Leidenschaft“ und Eigenverantwortung – an einem gewissen Selbstbewußtsein gegenüber den Lehrenden, so daß diese nur sehr selten mit gut begründeter Kritik und entsprechenden Forderungen konfrontiert werden.

Demgegenüber möchten wir, ohne gerade hier ins Detail gehen zu können, den Sinn jeder universitären Lehrveranstaltung folgendermaßen bestimmen: Sie ist eine von der jeweiligen Dozentin vermittelte, angeleitete und geförderte theoretische (cf. 1. 1.) Auseinandersetzung mit einem bestimmten Phänomen, bestimmten Texten o. ä. „Hochschuldidaktik“ ist dann die Reflexion über die Bedingungen, unter denen diese Auseinandersetzung am umfassendsten und effektivsten stattfinden kann.

Dazu gehört, daß die Rolle der Dozentin vor allem als Hilfsfunktion begriffen wird: Die eigene Meinung ist zunächst nicht so wichtig wie eine Vermittlung sinnvoller Herangehensweisen, eine möglichst klare Organisation des Phänomens, Vorstellung der Literatur und vor allem Herstellung eines sachlichen Arbeitsklimas. Zu den Bedingungen gehört weiterhin die Motivierung der Studentinnen, und

¹¹ A. a. O. (Anm. 8), 57-60.

zwar von der Sache her, indem z. B. der Zusammenhang mit dem Ganzen der Theologie aufgezeigt wird. Schließlich ist zu beachten, daß auch universitäres Lernen personenbezogenes Lernen ist: Wichtiger als das detaillierte Sachwissen der Lehrenden ist ihre persönliche Arbeitsweise: wie sie selber an das jeweilige Phänomen herangeht, welche Schwerpunkte sie setzt, welche grundsätzlichen theologischen Positionen dabei deutlich werden etc.

Aus dem Bisherigen wird deutlich, daß wir das Seminar als die Grundform der universitären „Lernsituation“ ansehen. Von der oben versuchten allgemeinen Bestimmung aus sollten aber auch andere Lehr- und Lernformen überprüft (Vorlesungen, Übungen, Blockveranstaltungen) bzw. neu ausprobiert werden, z. B. fachübergreifende Projekte, Forschungsseminare, autonome Veranstaltungen. Anregungen können auch die angelsächsischen Lehrformen bieten, wo die Studierenden viel öfter kleinere Arbeiten und Essays schreiben müssen und wo Tutorien der Dozentinnen für kleine Gruppen oder für Einzelne eine wichtige Rolle spielen.

Für die Erteilung der *venia legendi* oder anderer Lehrbefugnisse an der Universität sollte zudem eine hochschulpädagogische Befähigung nachzuweisen sein.

3. 3. *Begleitung während des Studiums*

Eine Begleitung der einzelnen Studentin während des ganzen Studiums erscheint aus mehreren Gründen nötig:

1. Es sollte verhindert werden, daß man sich in Einzelprojekten verrennt, die Orientierung verliert oder aus falsch verstandener Wissenschaftlichkeit Grenzen und notwendiges Abschließen einer Arbeit nicht erkennt. Auch ist es allein oft schwer, in solchen Einzelarbeiten das Gleichgewicht zwischen Problembewußtsein und der Anhäufung von Detailwissen zu halten.

2. Die Begleitung kann die in der wissenschaftlichen Arbeit zunächst nicht vorhandenen emotionalen Bezüge fördern, um zum einen zu verhindern, daß diese den (notwendigen) rationalen Gegenstandsbezug trüben, und um zum anderen ein Gegengewicht zu dem ständigen Sich-in-Frage-Stellen zu bilden.

3. Im Verlauf des Studiums muß auch die eigene Frömmigkeit in den Reflexionsprozeß einbezogen werden, ohne sie zu verbergen oder zu verleugnen, aber auch ohne sie zu konservieren und aus der Auseinandersetzung herauszuhalten.

Eine solche Begleitung wird zunächst in studentischen Gruppen geschehen müssen, wozu allerdings die Institution Universität durch die Förderung von Arbeitsgruppen in (und als) Seminare(n) und die Bereitstellung entsprechender Arbeitsräume beitragen kann. Aber auch von den Lehrenden ist eine intensivere Betreuung der Studierenden zu erwarten. Dies impliziert, daß Forschen und Lehren nicht als Widerspruch empfunden werden, sondern als sich gegenseitig ergänzend: Der Zwang, sich in Studienberatungen auch auf allgemeinere Probleme einzulassen, macht den Kontext des eigenen spezialisierten Forschens bewußter. Konkret erwarten wir nicht nur eine bessere allgemeine Studienberatung, sondern auch die vermehrte Einführung von Vorlesungskolloquien u. ä. und vor allem eine gezielte

Betreuung studentischer wissenschaftlicher Arbeiten – nicht nur eine halbe Seite Kommentar und fünf Minuten Sprechstunde nach Abschluß der Arbeit.

Bestimmte Aspekte der Begleitung sind schließlich am ehesten durch das Angebot einer Beratungsinstanz außerhalb des universitären Betriebs abzudecken¹². Eine solche Beraterin hätte in einem von den sonstigen Verpflichtungen des Studiums freien Raum die Funktion, regelmäßig die Verbindung und Überprüfung des im Studium Gelernten zu ermöglichen, sowie die Wahrnehmung der dadurch erfolgten Veränderungen der Studienmotivation, der persönlichen Frömmigkeit und Selbstwahrnehmung¹³. Elemente der Beichte und der „Seelenführung“ wären dabei zu verbinden mit fundamentaltheologischen und wissenschaftstheoretischen Hilfestellungen, was auf Seiten der Supervisorin eine gründliche Ausbildung mindestens in Theologie und Psychologie voraussetzt.

Träger solcher Stellen könnten die Studentengemeinden oder die Landeskirchen sein, wobei aber auf die Unabhängigkeit von allen Formen der studien- und berufsbezogenen Selektion zu achten ist.

3. 4. *Interdisziplinäres Studium*

Ein Theologiestudium, das sich nur auf die klassischen theologischen Fächer beschränkt, ist heute nicht nur deshalb unmöglich, weil die allgemeine wissenschaftliche Situation eine solche Beschränkung für jedes Studienfach verbietet, sondern auch, weil sich aus dem bisher entwickelten Glaubens- und Theologieverständnis selber die Notwendigkeit ergibt, wissenschaftliche Fächer außerhalb der Theologie gründlicher zu studieren.

Glaube und so auch Theologie richten sich auf die erkennbare Wirklichkeit im Ganzen¹⁴, der Unterschied der Theologie zu allen anderen Wissenschaften liegt also nicht in der Verschiedenheit der Erkenntnisgegenstände (Gott vs. Welt o. ä.), sondern der Erkenntnisaspekte und -formen. Um die besonderen Akzente der glaubenden Wirklichkeitsdeutung zu klären, müssen deshalb auch andere Arten der Erfassung, Reflexion und Beeinflussung von Wirklichkeit nicht nur oberflächlich bekannt sein. Außerdem betonen andere Wissenschaften eher andere Erfahrungen und Lebensbereiche als die Theologie, deren Berücksichtigung (etwa in einer Theologie der Schöpfung oder in einer Theologie des Alltags) die Theologie und so den Glauben selber fördert.

¹² Vorbilder könnten die in den katholischen Theologiestudiengängen erprobte Einrichtung des „Spirituals“ und die von vielen Stipendienstiftungen angebotene Studienhilfe durch „Vertrauensdozenten“ sein.

¹³ Grundlage für solche Gespräche könnten Studienberichte sein, die sich in anderen Zusammenhängen (Stipendienstiftungen) bereits als Möglichkeit bewährt haben, die wissenschaftlichen und persönlichen Erträge eines Semesters zusammenzufassen und zu überdenken.

¹⁴ Vgl. dazu E. HERMS, *Theorie für die Praxis – Beiträge zur Theologie*, München 1982, 7-15. Vgl. bes. auch: Was heißt „theologische Kompetenz“? (1978), 35-49; *Der Beitrag der Dogmatik zur Gewinnung theologischer Kompetenz* (1979), 50-77.

Diese Konfrontation mit anderen Wissenschaften dient nicht nur dazu, die „Besonderheit“ des Glaubens besser herauszustellen, sondern trägt auch der Tatsache Rechnung, daß der Glaube auf dem Gebiet der allgemeinen Welt- und Sinndeutung Konkurrenten hat, besonders solche, die im Rahmen eines umfassenden Sinnsystems auch die Religion selber in ihre Theoriebildung einbeziehen (Psychoanalyse, Religionssoziologie, Geschichtsphilosophie etc.). Für Theologie und Glaube hat dies eine doppelte Folge¹⁵: Auf der einen Seite wird der Glaube sich – gegen alle falsche Sicherheit des alleinigen Wahrheitsbesitzes und der Fraglosigkeit seiner Voraussetzungen – seiner letzten Unbeweisbarkeit und insofern seiner Haltlosigkeit bewußter, auf der anderen Seite ist er gezwungen, gegenüber solchen Deutungen Kriterien und Begründungen dafür zu entwickeln, daß er dennoch „besser“, d. h. realitätsgerechter ist.

Eine letzte Begründung¹⁶ für ein interdisziplinäres Studium liegt schließlich in der theologischen Erkenntnis, daß Glaube (und Theologie) selber ein Phänomen innerhalb des Kausalzusammenhangs der Wirklichkeit ist, der Glaube hat also bestimmte Folgen (z. B. politische und psychische), für die er verantwortlich ist und die nur er erkennen kann, wenn er sich von außen und in bestimmten Kontexten betrachtet.

Aus dem oben Gesagten folgt, daß für die Theologin nicht nur diejenigen Wissenschaften interessant sind, die schon traditionell Hilfs- und Ergänzungsfunktionen für die Theologie haben (Philosophie, [Kunst-]Geschichte, Psychologie etc.), sondern auch solche, die entweder eine Außenbetrachtung und Kritik des Glaubens ermöglichen (Religionssoziologie, vergleichende Religionsgeschichte u. a.), oder die dezidiert andere Erkenntnisaspekte betonen als die Theologie, z. B. die Naturwissenschaften.

Konkret erwarten wir, daß die Studentin im Laufe des Studiums mindestens vier bis sechs Veranstaltungen im nichttheologischen Bereich besucht, nämlich eine religionswissenschaftliche, eine geisteswissenschaftliche und eine human- oder naturwissenschaftliche sowie einen Logik-Kurs. Solche Veranstaltungen sollten auch im Examen entsprechende Anerkennung finden.

3. 5. Studienendphase

Die letzten Semester vor der Meldung zum Ersten Examen sind in der Regel gekennzeichnet durch die Examensvorbereitungen. In Gruppen oder allein erarbeiten die Studentinnen ein Überblickswissen in den vier klassischen Hauptfächern.

¹⁵ HERMS (a. a. O. [Anm. 14], 8) beschreibt das damit gegebene Problem folgendermaßen: „Das Geschehen von Offenbarung (ist) schlechthin unverfügbar, aber gleichwohl ihr Inhalt jedermann zuzumuten. Der Inhalt des christlichen Glaubenszeugnisses ist zwar nicht als wahr beweisbar, kann aber gleichwohl nur als allgemeingültig einleuchten.“

¹⁶ Alle diese Begründungen gelten auch für ein Auslandsstudium. Wir erwarten daher, daß Informationen darüber und die finanziellen Hilfen verbessert werden und daß Auslandssemester als volle Studienzzeit anerkannt werden.

An universitären Veranstaltungen nehmen sie nur noch selten teil, ihr Arbeitsplatz ist die Bibliothek oder der private Schreibtisch. Dieses eine „außeruniversitäre“ Studienjahr ist nun nicht ähnlich der Studieneingangsphase in eine Studienendphase mit speziellen Veranstaltungen und Auflagen umzugestalten. Vielmehr erübrigten vermehrt angebotene Überblicksvorlesungen während des Studiums einen Großteil der Examensvorbereitungen. Die Studentinnen hätten Zeit, sich in für sie angebotenen Oberseminaren zu spezialisieren und wären auf einzelne mündliche Prüfungen bereits gut vorbereitet. Die Lehrenden könnten mit Studentinnen zusammenarbeiten, die nach einem Studium qualifiziert sind, in Oberseminaren intensiv ein Thema zu behandeln. Repetitorien in allen Prüfungsfächern müßten regelmäßig das Angebot bereichern. Die jetzt übliche Form der Examensvorbereitungen führt letztlich auch dazu, daß immer weniger Hauptseminararbeiten geschrieben werden.

Die beste Vorbereitung zum Examen sollte ein gutes Studium sein. Daß die Studentinnen dieses nicht gewährleistet sehen und sich gezielt und ohne Hilfe der Lehrenden auf das Examen vorbereiten, ist gewiß nicht nur ein Indiz für mangelnden Einsatz während des Studiums, sondern auch für eine falsche Gestaltung des Examens und das Fehlen von Examensveranstaltungen. Der meist zur Meldung zum Examen geforderte Studienbericht ist ein Jahr vor der Meldung anzufertigen und mit der Vertrauensdozentin oder einer anderen Lehrenden zu besprechen, die Hinweise für das letzte Studienjahr und eventuell noch zu belegende Veranstaltungen gibt.

Schluß

Im Voranstehenden haben wir versucht, drei Aspekte von Erwartungen zu entwickeln:

- a) eine theoretische Analyse und Begründung der Institution „Theologiestudium“,
- b) eine Darstellung und Aufarbeitung unserer eigenen Erfahrungen mit dieser Institution,
- c) konkrete Verbesserungsvorschläge, die sich aus a) und b) ergeben.

Weder diese drei Komplexe noch ihre Kombination sehen wir als endgültig durchdacht und geschlossen an, sondern diese Überlegungen sollen lediglich als Gesprächsbeitrag zur weiteren Reform des Theologiestudiums dienen, auf den wir gerade deswegen von allen an dieser Institution beteiligten Seiten Reaktionen erhoffen.

Ein weiterer Gesprächsgang müßte zum einen die Aspekte a) und b) auch in ihrem Zusammenhang gründlicher diskutieren und zum anderen klarer unterscheiden zwischen institutionsbezogenen und einstellungsbezogenen Erwartungen. Genauer wäre dann zu differenzieren zwischen Erwartungen, die sich im gegenwärtigen institutionellen Rahmen nur an Einstellung und Verhalten der an der Institution Beteiligten richten, und solchen, die auch mehr oder minder starke Veränderungen der verfaßten Institution selber implizieren. Für beides wollten wir Richtung und mögliche Begründung aufzeigen.